

JEFFERY DEAVER  
schreibt als William Jefferies  
**Ein einfacher Mord**

### *Buch*

Eigentlich ist John Pellam nur nach Maddox gefahren, um Bier und Chips für eine gemütliche Pokerrunde zu besorgen. Doch dann wird der Filmmacher aus Hollywood unvermutet Zeuge eines eiskalten Doppelmords. Und damit fangen seine Schwierigkeiten erst so richtig an: Die Staatsanwaltschaft nimmt John in die Zange, weil sie fälschlicherweise glaubt, er könne den Auftraggeber des brutalen Verbrechens identifizieren. Die Polizei setzt seine Freundin unter Druck, und die örtlichen Behörden drohen sogar, die Dreharbeiten zu seinem aktuellen Film zu verbieten. Während John noch verzweifelt versucht, den Staatsanwalt hinzuhalten und die Bosse des Filmstudios zu besänftigen, muss er bald erkennen, in welcher Gefahr er wirklich schwebt: Denn aufgeschreckt durch die hektischen Aktivitäten der Polizei, sind auch ein paar skrupellose Killer der Mafia auf ihn aufmerksam geworden. John Pellam steckt in einer scheinbar ausgeweglosen Zwickmühle: Denn Schweigen ist bei so einem grausamen Verbrechen bestimmt nicht Gold, aber Reden wäre sein sicherer Tod...

### *Autor*

Jeffery Deaver gilt als einer der weltweit besten Autoren intelligenter psychologischer Thriller. Seit seinem ersten großen Erfolg als Schriftsteller hat er sich aus seinem Beruf als Rechtsanwalt zurückgezogen und lebt nun abwechselnd in Virginia und Kalifornien. Seine Bücher wurden in 12 Sprachen übersetzt und haben ihm zahlreiche renommierte Auszeichnungen eingebracht. Deaver, berühmt geworden durch seine Lincoln-Rhyme-Romane, führt mit John Pellam einen neuen Helden ein, der sich in den USA dank seiner ungewöhnlichen Fahndungsmethoden bereits eine große Fangemeinde erobern konnte.

### *Liste der lieferbaren Titel*

*Die John-Pellam-Romane:* Feuerzeit. Roman (35823) · Todesstille. Roman (35946)

*Die Lincoln-Rhyme-Romane:* Die Assistentin. Roman (41644) · Letzter Tanz. Roman (41650) · Der Insektensammler. Roman (35905) · Der faule Henker. Roman (36484) · Das Gesicht des Drachen. Roman (36091) · Das Teufelsspiel. Roman (geb. Ausgabe, 0201) · Der gehetzte Uhrmacher (geb. Ausgabe, 0202)

*Außerdem lieferbar:* Ein tödlicher Plan. Roman (36063) · Blutiger Mond. Roman (36560) · Nachtgebet. Roman (36037)

Jeffery Deaver  
schreibt als William Jefferies  
**Ein einfacher Mord**

Roman

Deutsch von Helmut Splinter

blanvalet

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel  
»Bloody River Blues«  
bei Pocket Books, Simon & Schuster, Inc., New York.

*Umwelthinweis:*

Alle bedruckten Materialien dieses Taschenbuches  
sind chlorfrei und umweltschonend.

2. Auflage

Taschenbuchausgabe Mai 2007

bei Blanvalet, einem Unternehmen der Verlagsgruppe  
Random House GmbH, München.

Copyright © der Originalausgabe 1993 by Jeffery Deaver

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2004  
by Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Umschlaggestaltung: HildenDesign, München

Umschlagfoto: Holger Winkler/A.B./Zefa/Corbis

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Redaktion: Ilse Wagner

UH · Herstellung: HN

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-36734-4

[www.blanvalet-verlag.de](http://www.blanvalet-verlag.de)

*Für Monica Derham*

»Für einen Film braucht man nur  
eine Waffe und eine Frau.«

*Jean-Luc Godard*



## ... *Eins*

Alles, was er wollte, war ein Kasten Bier.

Aber es sah so aus, als müsste er ihn selbst besorgen.

»Ich kann wohl kaum einen Kasten Labatts hinten auf einer Yamaha transportieren«, erklärte Stile.

»Schon in Ordnung«, erwiderte Pellam ins Mobiltelefon.

»Wenn du einen Sechserpack willst, das würde gehen. Aber der Gepäckträger ist locker. Den bin ich dir ja wohl schuldig. Den Gepäckträger, meine ich. Tut mir Leid.«

Das Motorrad gehörte der Filmgesellschaft, war aber Pellam zur Benutzung überlassen worden, der es wiederum Stile geliehen hatte. Stile war Stuntman. Pellam dachte lieber nicht darüber nach, was Stile getan hatte, um den Gepäckträger zu demolieren.

»Ist schon in Ordnung«, wiederholte Pellam. »Ich werde selbst einen Kasten besorgen.«

Er drückte auf die Austaste und holte seine braune Bomberjacke aus dem vorderen Schrank des Winnebago, während er überlegte, wo er den Getränkeladen gesehen hatte. Bis zum Riverfront Deli war es nicht weit, anders als das Datum seines nächsten Gehaltsschecks, so dass Pellam keine Lust hatte, 26,50 Dollar für einen Kasten zu bezahlen, auch wenn er von Kanada importiert und bis hierher transportiert worden war.

Er ging in die Kochnische seines Wohnwagens, rührte das Chili um und legte das Brot zum Aufbacken in den kleinen Herd. Er hatte überlegt, zur Abwechslung mal etwas anderes zu kochen. Niemand schien bemerkt zu haben, dass es immer Chili gab, wenn sich die Poker-Runde bei ihm traf. Mal servierte er es mit Hot Dogs, mal auf Reis, aber es war und

blieb Chili. Und Austern-Cracker. Viel mehr konnte er nicht kochen.

Er überlegte, auf einen ganzen Kasten Bier zu verzichten und Stile noch einmal anzurufen und zu sagen: Ja, bring einfach ein Sechserpack mit. Aber er rechnete schnell nach und wusste, dass sie einen ganzen Kasten brauchten. Zu fünft würden sie sechs Stunden lang spielen, was bedeutete, dass sogar ein ganzer Kasten fast zu knapp war. Er würde, wenn es so weit war, den Mescal und den Wild Turkey rausrücken müssen.

Pellam trat nach draußen, schloss die Wohnwagentür ab und ging die Straße am grauen Missouri River entlang. Es war gerade erst dunkel geworden, ein trüber Wochentag im Herbst, und eigentlich müsste jetzt Stoßverkehr herrschen. Aber die Straße hob und senkte sich vor ihm, ohne dass irgendwo ein Auto zu sehen war. Er zog den Reißverschluss seiner Jacke bis oben hin zu. Pellam war groß und dünn. An diesem Abend trug er Jeans und ein Arbeiterhemd, das früher schwarz gewesen, jetzt aber grau gefleckt war. Die Absätze seiner Cowboy-Stiefel kratzten laut über den nassen Asphalt. Hätte er doch nur seine Lakers-Mütze oder seinen Stetson aufgesetzt. Vom Fluss wehte ein kalter Wind herüber, und mit ihm der Geruch nach Salz und Fisch. Pellams Augen brannten, und seine Ohren taten weh.

Er ging schnell. Er befürchtete, dass Danny, der Drehbuchautor des Films, der gerade gedreht wurde, zu früh kommen könnte. Pellam hatte neulich einen fünf Kilo schweren Wels in der Badewanne von Dannys Hotelzimmer zurückgelassen, und Danny hatte gedroht, zur Vergeltung die Winnebago-Tür zuzuschweißen.

Der vierte Poker-Spieler war aus San Diego und ein Helfer des Kameramanns, der immer noch aussah wie der Matrose von der Handelsmarine, was er früher tatsächlich einmal gewesen war. Auch die Tätowierungen fehlten nicht. Der Fünfte



im Bunde war ein Anwalt aus St. Louis, ein Kerl mit Adler-  
nase und Hängebacken. Die Filmgesellschaft in L.A. hatte ihn  
engagiert, um vor Ort die Eigentumsrechte und Verträge mit  
den Ortsansässigen auszuhandeln. Er redete ununterbrochen  
über die Politik in Washington, als hätte er sich als Präsident-  
schaftskandidat beworben, wäre aber abgelehnt worden, weil  
er der einzige ehrliche Kandidat im Rennen war. Sein Gequas-  
sel war eine Qual, aber beim Pokern war er einfach klasse –  
er setzte hoch und wusste zu verlieren.

Die Hände in den Taschen, bog Pellam in die Adams Street  
ein und entfernte sich vom Fluss, während er das gespens-  
tische, verlassene Gebäude aus rotem Backstein von Maddox  
Ironworks betrachtete.

Ganz schön feuchte Luft, dachte er. Könnte noch regnen.

Würde der Zeitplan für die Dreharbeiten in dieser ver-  
damnten Stadt sehr überzogen werden?

Würde das Chili anbrennen, oder hatte er die Flamme he-  
runtergedreht?

Und über allem schwebte der Gedanke an einen Kasten  
Bier.

»In Ordnung, Gaudia geht die Third Street runter, okay?  
Er arbeitet meistens bis sechs oder halb sieben, aber heute  
Abend geht er mit einer Frau was trinken, ich weiß aber nicht,  
mit welcher.«

»Warum ist er in Maddox?«, wollte Philip Lombro von  
Ralph Bales wissen.

»Das habe ich doch gerade gesagt. Er geht ins Jolly Rogue,  
um da was zu trinken. Kennst du das Jolly Rogue? Dann geht  
er ins Callaghan, ein Steak essen.«

Während Philip Lombro zuhörte, senkte er den Kopf und  
berührte seine Wange mit zwei zu einem V gespreizten Fingern.  
Sein Gesicht hatte schon viel Sonne gesehen, aber bronzee-

farben war es deswegen noch lange nicht; Lombros Gesichtsfarbe tendierte eher in Richtung Silber oder Platin, was zu seiner weißen Haarpracht passte, die sorgfältig in Form gesprüht war. »Was ist mit Gaudias Leibwächter?«, fragte er.

»Er wird nicht mitkommen. Gaudia glaubt, Maddox sei ein sicheres Pflaster. Gut, er hat also für halb acht reserviert. Es sind fünf Minuten zu Fuß – ich hab's überprüft –, und sie werden um Viertel nach sieben losgehen.«

Ralph Bales saß auf dem Vordersitz des marineblauen Lincoln und schaute geradeaus, während er mit Lombro sprach. Ralph Bales war neununddreißig, muskulös und überall behaart außer auf dem Kopf. Sein Gesicht war unverhältnismäßig dick, als würde er eine Latexmaske für Spezialeffekte tragen. Er war nicht hässlich, hatte aber ein Mondgesicht. An diesem Abend trug er ein schwarz-rot gestreiftes Rugby-Hemd, blaue Jeans und eine Lederjacke. »Er ist auf der Third, ja? Von dort geht eine Gasse Richtung Westen. Da ist es richtig dunkel. Stevie wird da sein und den Stadtstreicher mimen.«

»Stadtstreicher? In Maddox gibt es keine Stadtstreicher.«

»Dann eben einen Gammler. Gammler gibt's in Maddox«, entgegnete Ralph Bales.

»In Ordnung.«

»Er hat eine kleine Beretta, eine .22, bei der ein Schalldämpfer nicht nötig ist. Ich habe die Ruger. Stevie ruft ihn, er bleibt stehen und dreht sich um. Stevie pustet ihn aus der Nähe um. Ich bin hinter ihm, nur für den Notfall. Zack, schon sind wir in Stevies Wagen, über den Fluss rüber und nicht mehr zu sehen.«

»Ich werde vorne an der Gasse sein«, meinte Lombro. »Auf der Third.«

Ralph Bales schwieg einen Moment, hielt seinen Blick aber auf Lombro gerichtet. Er sah eine Hakennase, freund-

liche Augen und einen schicken Anzug mit Paisley-Krawatte. Es war komisch, aber mehr als das konnte man nicht sehen. Man würde meinen, sein silbergraues Haar, die auf Hochglanz polierten, oxsenblutfarbenen Mokassins mit Troddeln und die abgenutzte Rolex würden alles über Philip Lombro sagen. Nein, mehr war nicht. Nur die Einzelteile und nichts als die Einzelteile. Wie auf einem Foto im *Peoples Magazine*.

Lombro erwiderte gelassen Ralph Bales Blick. »Ja?«, fragte er. »Hast du ein Problem damit?«

Ralph Bales dachte, er könnte den Blickwettbewerb gewinnen, wenn er nur wollte, und betrachtete den üppigen Haarwuchs auf seinem Handrücken. »Gut, ich glaube nicht, dass es eine gute Idee ist, wenn du da bist. Aber das habe ich dir ja schon gesagt.«

»Ja, das hast du.«

»Gut, ich glaube immer noch, dass es keine gute Idee ist.«

»Ich will sehen, wie er stirbt.«

»Du wirst die Fotos sehen. Im *Post-Dispatch* werden Bilder sein. Im *Reporter* werden Fotos sein. In Farbe.«

»Ich werde ab Viertel nach sieben da sein.«

Ralph Bales trommelte mit den Fingern auf den Ledersitz des Lincoln. »Es geht auch um meinen Arsch.«

Lombro blickte auf seine Uhr. Das Glas war zerkratzt und vergilbt. Zehn vor sieben. »Ich kann mir jemand anderen suchen, der die Arbeit erledigt.«

Ralph Bales wartete einen Moment. »Das ist nicht nötig. Wenn du dabei sein willst, ist das deine Sache.«

»Genau, das ist meine Sache.«

Ohne weiter darauf einzugehen, öffnete Ralph Bales die Wagentür.

In diesem Augenblick passierte es.

Verdammt ...

Ein Schlag, das Geräusch von Glas, das auf Glas trifft, und

ein paar dumpfe Explosionen. Ralph Bales sah zu diesem Mann auf – einem dünnen Kerl in brauner Lederjacke. Er stand einfach da, blickte ihn an, ein Lächeln auf den Lippen, das sagte, ich wusste, dass so was in der Art passieren würde. Bier schäumte aus dem Boden des Pappkartons, der auf dem Bürgersteig stand.

Der Mann blickte Ralph Bales an und dann an ihm vorbei in den Wagen. Ralph Bales knallte die Wagentür zu und ging fort.

»Hey, mein Bier«, sagte der Mann mit dem wehmütigen Lächeln.

Ralph Bales beachtete ihn nicht und ging die Adams Street weiter.

»Hey, mein Bier!«

Ralph Bales beachtete ihn immer noch nicht.

Der Mann ging hinter ihm her. »Ich rede mit Ihnen. Hallo!«

»Leck mich«, erwiderte Ralph Bales und bog um die Ecke.

Der große Mann starrte ihm entrüstet und mit verzerrtem Mund einen Moment hinterher, dann beugte er sich hinunter und blickte durchs Fenster des Lincoln. Er wölbte seine Hände und klopfte ans Fenster. »Hallo, euer Kumpel ... hallo.« Wieder klopfte er. Lombro legte den Gang ein und fuhr los. Der Mann sprang zurück und blickte dem Lincoln hinterher. Er kniete sich neben seinen ramponierten Karton, aus dem das Bier in den Rinnstein floss wie aus einem undichten Hydranten.

Donald Buffett vom Maddox Police Department beobachtete, wie der letzte Rest des Biers auf die Straße sickerte, und dachte, wenn das in den Cabrini-Projekten im Westen der Stadt passiert wäre, würde es ein Dutzend Typen auflecken oder sich wegen der nicht zerbrochenen Flaschen gegenseitig abstechen.

Buffett lehnte an einer Backsteinmauer und beobachtete den Kerl – Buffett dachte, er sehe aus wie ein Cowboy –, der den Karton aufriss und rettete, was noch zu retten war. Wie ein Kind, das in seinen Spielsachen kramt. Der Cowboy stand auf und zählte die vielleicht unbeschädigten Flaschen. Der Karton war durchgeweicht und löste sich auf.

Buffett hatte erwartet, dass der Kerl auf den Mann losgehen würde, der aus dem Lincoln gestiegen war. Es gab eine Zeit, noch vor der Akademie und vor dem Polizeidienst, in der Buffett in so einem Fall seinem Gegenüber das Fell über die Ohren gezogen hätte. Aber der Cowboy hier reihte nur die unbeschädigten Flaschen im Schatten des Neuman-Möbel Ladens auf, um sie dort zu verstecken. Er schien noch einmal in den Getränkeladen gehen zu wollen. Den Karton stopfte er in einen Müllcontainer und wischte seine Hände an der Hose ab.

Buffett stieß sich von der Wand ab und überquerte die Straße.

»n'Abend, Sir«, grüßte er.

Der Cowboy blickte auf und schüttelte den Kopf. »Haben Sie das gesehen?«, fragte er. »Nicht zu glauben, oder?«

»Ich behalte sie im Auge, wenn Sie sich eine Tasche oder so was besorgen wollen«, bot Buffett an.

»Echt?«

»Klar.«

»Danke.« Er verschwand die leere Straße hinunter.

Zehn Minuten später kam der Cowboy mit einer Plastiktüte mit zwei Sixpack zurück. Die kleine Papiertüte, die er noch dabei hatte, reichte er Buffett.

»Ich würde Ihnen ja ein Labatts anbieten, aber ich denke, es gibt Vorschriften bei Polizisten im Dienst. Deswegen kriegen Sie einen Kaffee und einen Doughnut. Zucker ist auch in der Tüte.«

»Vielen Dank, Sir.« Buffett war peinlich berührt und fragte sich, warum eigentlich. »Das wäre nicht nötig gewesen.«

Der Cowboy hob die Bierflaschen auf und packte sie in die Einkaufstüte. Buffett bot ihm nicht an zu helfen. Schließlich erhob sich der Cowboy wieder und stellte sich vor. »John Pellam.«

»Donnie Buffett.«

Sie nickten einander zu, reichten sich aber nicht die Hände.

Buffett hob den Kaffeebecher hoch, als würde er Pellam zuprosten, und ging. Hinter ihm klimperten Bierflaschen, als sich der Mann auf den Weg Richtung Fluss machte.

Um zwanzig nach sieben an diesem Abend blickte Vincent Gaudia an dem kurzen, weißen Kleid seiner blonden Begleiterin hinunter. »Es ist Zeit, zu essen«, sagte er.

»Und woran hast du gedacht?« Sie atmete tief durch, und bei ihrem Lächeln bildeten sich kleine Krähenfüße in ihrem Make-up, das sie ein wenig zu dick aufgetragen hatte.

Gaudia stand auf solche Frauen. Auch wenn sie für ihn ein Gebrauchsartikel waren, versuchte er, nicht herablassend zu sein. Einige seiner Begleiterinnen waren sehr intelligent, einige spirituell veranlagt, andere opferten freiwillig viele Stunden im Dienste irgendeiner guten Sache. Und obwohl ihm ihre Gedanken, ihre Seelen und ihr Bewusstsein egal waren, hörte er ihnen begeistert und mit echter Neugier zu, wenn sie von ihren Interessen erzählten.

Aber eigentlich war er nur darauf aus, diese Frau hier mit in seinen Laden zu nehmen, wo er ihr sagen könnte, dass sie endlich mit ihren geistigen Führern aufhören und sich hinknien sollte, damit er sich an ihren Strapsen wie an Zügeln festhalten konnte. Er drückte seinen Ellbogen zwischen ihre Brüste. »Im Moment rede ich vom Abendessen«, sagte er.

Sie kicherte.

Sie verließen das Jolly Rogue, überquerten die River Road und gingen die Third Street Richtung Innenstadt von Maddox entlang, vorbei an Büros, schmutzigen Stehcafés und düsteren Läden, die voll gestellt waren mit fleckigen, abgenutzten Gebrauchtmöbeln. Die Frau drückte sich an ihn, um sich zu wärmen. Die kalte Luft erinnerte Gaudia an seine Kindheit in Cape Girardeau, als er von der Schule nach Hause gegangen war und das Laub mit seinen zweifarbigen Schuhen aufwirbelte, in dem er einen Apfel mit aufgeweichter Zuckerglasur oder eine Süßigkeit von Halloween vor sich hergekickt hatte.

An Halloween hatte er ein paar wahnsinnige Dinger gedreht, und immer, wenn er kalte Herbstluft roch, wurden die angenehmen Erinnerungen daran in ihm wach. »Was hast du an Halloween gemacht?«, fragte Gaudia. »Als Kind, meine ich.«

Sie blinzelte, dann dachte sie nach. »Na ja, wir hatten viel Spaß, weißt du. Ich habe mich meistens als Prinzessin oder so was verkleidet. Einmal war ich auch eine Hexe.«

»Eine Hexe? Unmöglich. Selbst wenn du es versuchen würdest, wärst du keine.«

»Du bist lieb. Dann haben wir tonnenweise Süßigkeiten gesammelt. Ich meine wirklich tonnenweise. Ich mochte Babe Ruths, ach nein, ha, ha, Baby Ruths am liebsten, und manchmal habe ich extra ein Haus gesucht, in dem es die Dinger gab. Dann bin ich immer wieder hingegangen. Einmal habe ich zwölf Baby Ruths bekommen. Aber ich musste aufpassen. Als Kind hatte ich eine Menge Pickel.«

»Heute ziehen die Kinder an Halloween nicht mehr los. Es ist gefährlich. Hast du von dem Typen gehört, der Nadeln in Äpfel gesteckt hat?«

»Äpfel mochte ich nie. Nur Schokoriegel.«

»Baby Ruths«, erinnerte sich Gaudia.

»Wohin gehen wir? Hier ist's ja richtig gruselig.«

»Wir sind in einer gruseligen Stadt. Aber hier gibt's das beste Steakhaus im Staat außerhalb von Kansas City. Das Callaghan's. Magst du Steak?«

»Ja, Steak mag ich. Und Steak mit Fisch... aber das ist teuer«, fügte sie bescheiden hinzu.

»Ich glaube, dort gibt es Steak mit Fisch. Wenn du das willst, bestelle ich es dir. Du kannst alles haben, was du willst.«

Ralph Bales stand an der Straßenecke in der Nische der Missouri National Bank und beobachtete das Paar im schwachen Schein der Straßenlaterne, bei der drei von vier Birnen durchgebrannt waren. Das Mädchen schien an seinem Arm zu kleben, was wahrscheinlich eher ein Vorteil war, weil sie Gaudias Schießhand blockierte, falls er eine Waffe dabei hatte.

Philip Lombros dunkler Lincoln Town Car, kastenförmig wie ein Flugzeugträger, stand auf der anderen Straßenseite. Auspuffgas stieg in die kalte Luft. Ralph Bales betrachtete die perfekte Karosserie mit dem makellosen Chrom, dann Lombros Silhouette hinter dem Steuer. Dieser Mann war wahnsinnig. Ralph Bales konnte nicht verstehen, warum er bei der Schießerei zuschauen wollte. Er wusste, dass manchen Typen einer abgeht, wenn sie Leute umlegen. Und das schon fast im sexuellen Sinn. Allerdings hatte Ralph Bales den Eindruck, dass dies etwas war, was Lombro glaubte, tun zu müssen, aber nicht unbedingt tun wollte.

Eine Stimme ertönte in der kühlen Luft – Stevie Flom, Ralph Bales Partner, spielte den Stadtstreicher. »O Mann, ja genau, ja, das war's! Ich hab's in der Zeitung gelesen... in der Zeitung, ich hab's gelesen, vergesst, was ihr gelesen habt, vergesst, was ihr gelesen habt...«

Dann dachte Ralph Bales, er hätte gehört, wie Stevie den Schlitten auf der Beretta zurückzog, auch wenn er sich das vielleicht nur eingebildet hatte. In solchen Momenten hört man



Geräusche und sieht Dinge, die eigentlich nicht da sind. Seine Nerven vibrierten wie ein Dragster, der ungeduldig an einer roten Ampel wartete. Er wünschte, er wäre nicht so nervös.

Klappernde Ledersohlen auf Beton. Das Geräusch wirkte übertrieben laut. Klappernde und schlurfende Schritte auf dem nassen, leeren Bürgersteig.

Kichern.

Klappern.

Licht spiegelte sich in Gaudias Schuhen. Ralph Bales kannte Gaudias Schwäche für Mode. Vermutlich trug er gerade Schuhe für fünfhundert Dollar. Auf Ralph Bales Schuhe stand »Kunstleder«, und die Menschen, die diese Kunst beherrschten, wohnten in Taiwan.

Aus sieben Metern Entfernung hallten Schritte.

Der Auspuff des Lincoln brummte vor sich hin.

Ralph Bales Herz pochte.

Stevie redete wie ein durchgeknallter Säufer. Stritt mit sich selbst.

Die Blonde kicherte.

»Hätten Sie vielleicht ein bisschen Kleingeld, Mister?«, fragte Stevie schließlich.

Gaudia wäre ein Dreckskerl, wenn er nicht stehen bleiben und einen Geldschein aus der Tasche ziehen würde.

Ralph Bales rannte mit der geladenen Ruger über die Straße. Die Waffe lag schwer in seiner Hand. Dann der schrille Schrei der Frau, eine rasche Bewegung, als Gaudia sie herumwirbelte und als Schutzschild zwischen sich und Stevie benutzte. Ein Schuss, dann ein zweiter. Die Blonde sackte zusammen.

Gaudia rannte weg. Schnell. Versuchte zu fliehen.

Heilige Mutter Gottes...

Ralph Bales hob die schwere Waffe und schoss zwei Mal. Er traf Gaudia mindestens ein Mal. Im Genick, dachte er.

Gaudia fiel auf den Bürgersteig, hob kurz eine Hand und blieb reglos liegen.

Lombro ließ den Motor des Lincoln laut aufheulen, dann jagte er davon.

Einen Moment herrschte Stille.

Ralph Bales ging auf Gaudia zu.

»Stehen bleiben!«

Der Schrei kam aus einer Entfernung von nur eineinhalb Metern hinter ihm. Bales musste vor Schreck fast kotzen, und so, wie sein Herz raste, fragte er sich, ob er einen Infarkt bekommen würde.

»Ja, Sie meine ich, Mister.«

Ralph Bales Hand senkte sich, die Waffe zeigte nach unten. Er keuchte abgehackt und schluckte.

»Waffe fallen lassen!« Die Stimme schnappte über vor kaum zu bändigender Hysterie.

»Ich lasse sie fallen.« Das tat Ralph Bales dann auch. Er schielte, als die Waffe auf den Boden fiel. Sie ging nicht los.

»Und jetzt auf den Boden legen!« Der Polizist sank in die Hocke, hielt aber seine Waffe immer auf Ralph Bales' Kopf gerichtet.

»In Ordnung!«, sagte Ralph Bales. »Tun Sie nichts. Ich lege mich jetzt hin.«

»Sofort!«

»Ich mach ja schon! Ich lege mich ja schon hin!« Ralph Bales sank auf die Knie, dann legte er sich auf den Bauch. Die Straße roch nach Öl und Hundepisse.

Der Polizist ging um ihn herum, kickte die Ruger zur Seite und sprach in sein Funksprechgerät. »Hier ist Buffett. Ich bin in der Innenstadt von Maddox. Code 10-13. Es wurden Schüsse abgegeben, zwei Personen getroffen. Ich brauche einen Krankenwagen und Verstärkung in der ...«

Genauer konnte der Mitarbeiter in der Funkzentrale der

Polizei und Feuerwehr von Maddox nicht in Erfahrung bringen, wohin Donnie Buffett die Verstärkung und den Krankenwagen bestellen wollte – zumindest im Moment noch nicht. Der Funkspruch des Beamten wurde abrupt unterbrochen, als Stevie Flom aus der Gasse trat und das Magazin seiner Beretta in dessen Rücken entlud.

Buffett stöhnte, fiel auf die Knie und versuchte, hinter sich zu greifen. Dann stürzte er nach vorne.

Ralph Bales stand auf, griff zu seiner Ruger, ging zum bewusstlosen Polizisten und hielt die Mündung seiner Pistole an dessen Kopf. Er spannte den Hahn.

Langsam wühlte sich der schwere, blaue Lauf durch das schweißnasse Haar des Polizisten. Ralph Bales legte seine linke Hand über seine Augen. Sein Herz schlug acht Mal. Seine Hand erstarrte und entspannte sich wieder. Er trat zurück, wandte sich von dem Polizisten ab und begnügte sich damit, Gaudia und der Blondine jeweils einen Kopfschuss zu verpassen.

Dann gingen Ralph Bales und Stevie Flom forsch wie zwei Fans, die gerade von einem Basketballspiel kamen und sich ein paar Bier genehmigen wollten, auf einen gestohlenen schwarzen Trans Am mit einem sportlichen roten Streifen auf der Seite zu. Stevie startete den Motor, während sich Ralph Bales in den bequemen Schalensitz sinken ließ. Er hob seinen tauben Zeigefinger an die Oberlippe und roch Schießpulver und den Rauch vom Zündhütchen. Während sie langsam Richtung Fluss fuhren, blickte Ralph Bales in das im Süden schimmernde Licht von St. Louis und dachte, dass er sich jetzt nur noch um den Zeugen kümmern müsste – den Typen mit dem Bier –, dann wäre alles erledigt.

## ...Zwei

*Gelbes Licht leuchtet auf und verblasst wieder, wird schwarz und wieder gelb, es bewegt sich was, jemand ruft, dann wird wieder alles schwarz, der Schmerz ist kaum auszuhalten, zu atmen und zu schlucken ist nicht möglich... Flackerndes gelbes Licht. Da gehen sie, schleichen sich fort... Lasst mich nicht allein, lasst mich nicht allein...*

Donnie Buffett blickte kurz in Pennys entsetztes, blasses und von schwarzem Haar umrahmtes Gesicht. Die Angst, die er darin sah, erschreckte ihn. Er griff nach Pennys Hand und verlor das Bewusstsein.

Als er die Augen wieder öffnete, war seine Frau fort, und das Zimmer lag im Dunkeln. Noch nie war er so erschöpft gewesen.

Oder so durstig.

Nach ein paar Minuten wurde ihm langsam klar, dass auf ihn geschossen worden war. Und im gleichen Augenblick, in dem er das dachte, vergaß er alles – Penny, das widerliche Gefühl in seinem Rücken und seinen Eingeweiden, seinen Durst – und strengte sich an, um sich zu erinnern. An ein Wort. Ein kurzes Wort. Dieses eine Wort, das seinem ganzen Leben einen Sinn gab.

Das Wort. Wie hieß das Wort? Wieder wurde er ohnmächtig. Als er aufwachte, sah er eine philippinische Krankenschwester.

»Wasser«, flüsterte er.

»Mund ausspülen und wieder ausspucken«, sagte sie.

»Durst.«

»Spülen und ausspucken.« Sie ließ Wasser aus einer Plastikflasche in seinen Mund laufen. »Nicht schlucken.«

Er schluckte. Und kotzte.

Die Krankenschwester seufzte laut und wischte ihn ab.

»Ich spüre meine Beine nicht. Hat man mir die Beine abgeschnitten?«

»Nein. Sie sind müde.«

»Oh.«

*Das Wort. Verdammt, wie hieß das Wort doch nur? Bitte, Heilige Mutter Gottes, mach, dass es mir wieder einfällt...*

Er schlief ein bei dem Versuch, sich an das Wort zu erinnern, und als er kurz darauf wieder aufwachte, überlegte er immer noch. Seitlich des Bettes standen zwei Männer in zerknitterten Anzügen. Als er sie ansah, musste er lächeln.

»Hey, er lächelt.« Der Mann, der das gesagt hatte, war blond und hatte einen kantigen Unterkiefer.

»Na, Donnie?«, meinte der andere. »Ich will gar nicht fragen, wie's dir geht, weil ich die Antwort schon weiß: ›Was für eine Scheiß-Frage, mir geht's beschissen.« Er war dunkel im Gesicht und hatte kurzes, glänzendes Haar. Sein Blick, der auf Buffett lag, war voller Zuneigung, als er nach dessen Hand griff.

»Sie haben mich von hinten angeschossen. Hinter mir war noch einer.«

»Der Bürgermeister kommt dich besuchen«, fuhr Bob Gianno fort, der Detective mit dem dunklen Teint. »Er will dir viel Glück wünschen.«

*Glück? Wozu brauche ich Glück? Ich habe doch schon Glück gehabt. Ich brauche keines mehr. Ich will nur raus aus diesem Bett.*

Buffetts Lippen öffneten und schlossen sich.

»Was ist das?« Richard Hagedorn, der blonde Detective, beugte sich vor.

»Warum kann ich...« Er schüttelte den Kopf. »Ich hatte doch meine kugelsichere Weste an«, sagte er entrüstet.

»Er hat dich weiter unten erwischt. Das hat man zumindest auf der Pressekonferenz gesagt.«

»Oh.« Pressekonferenz? Es gab eine Pressekonferenz über mich?

»Wir haben deine Frau kennen gelernt, Donnie«, meinte Gianni. »Sie ist echt hübsch.«

Buffett nickte ausdruckslos.

»Ich denke, du weißt, warum wir hier sind«, fuhr Gianni fort. »Was kannst du uns über den Vorfall sagen?«

Der äußere Rand seines Blickfeldes verschwamm wieder, löste sich zu einer Million schwarzer Punkte auf. Gelbes und weißes Licht. Seine Organe schienen sich zu bewegen. Zu fließen. Er spürte einen starken Schmerz, der um so erschreckender war, weil er nicht weh zu tun schien. Er versuchte, sich an das Wort zu erinnern. *Das Wort. Das WORT. Die Antwort liegt in dem Wort.*

»Ich...« Seine Stimme erstickte in einem Röcheln, als er nach Luft schnappen musste.

»Vielleicht sollten wir ...«, begann Hagedorn, doch Buffett wischte sich mit dem Laken den Schweiß aus dem Gesicht und sagte: »Ah, ich habe nur einen Gauner gesehen. Ein Weißer, angehende Glatze, dunkles Haar. Mit dem Rücken zu mir, Gesicht habe ich nicht gesehen. Vielleicht fünfunddreißig.« Pause. Luft zischte über seine trockenen Lippen und brannte wie Alkohol auf einer Wunde. »Einsachtundsiebzig, einsachtzig groß. Fünfundachtzig Kilo. Dunkle Jacke, Hemd und Jeans, glaube ich. Ich erinnere mich nicht. Hatte eine große Waffe.«

»Eine .44.«

»Eine Vierundvierziger«, wiederholte Buffett langsam. »Der andere, der mich angeschossen hat ...«

»Hast du ihn erkannt?«

Buffett schüttelte den Kopf. »Wer war das Opfer?«, fragte er.

»Vince Gaudia und irgendein Aufriss.«